

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Feurige Kohlen [Fortsetzung]
Autor: Muschg, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gewehrt; denn es bewegte ihr das Herz seltsam, wieder einmal etwas anderes als Groll und Weh zu herbergen, wieder einmal einer Liebe leben zu können, einer reinen und guten. Wie einst unter dem Eichbaum, so schien ihr auch jetzt das Herz zu überwallen und aus den Augen rannen weh- und reumütig die Thränen. Diesmal verschmähte sie ihr alt angelehntes Nachtgebet, sie sagte nichts zu ihrem Herrgott als: „Daß mich künftig jeden Tag meine Pflicht thun und mach', daß mich die Kinder wohl mögen!“

Tags darauf schritt sie in aller Frühe, während die alte Mutter noch zurückblieb, in den tauigen, sonnigen Herbstmorgen hinaus, gestimmt wie ein Kind, das zu einem Begräbnis geht wie zu einem heiligen Fest. In wenigen Stunden begrub man ihre Schwester; sie wollte dafür sorgen, daß die Tote keine Lücke hinterließ. In ihrer Brust lagen Trauer und Glücksahnung dicht neben einander, sie empfand, daß ein neues, inhaltsreiches Leben für sie begann, ein Leben voll harter Arbeit und mühsamer Pflichterfüllung, aber auch ein Wirken und Schaffen im Segen.

Als sie an die Stelle gelangte, wo sie am Abend zuvor Hans gegenübergestanden, fühlte sie eine quälende Beklommenheit über sich kommen; aber sie kämpfte sie nieder, warf noch einen Blick auf das Haus ihrer Kindheit zurück, und rasch bergab schreitend, die Augen auf das in sonnigem Dunst und Rauch schwimmende Dörfchen gerichtet, machte sie sich im Geist ihre Aufgabe zu recht. Sie dachte auch an ihr totes Bübchen, dem sie von nun an ganz nah sein sollte, und nahm sich vor, die sechs neuen Kinder so lieb zu haben, wie ihren Eidi einst, und sie so zu erziehen, wie sie ihn, wenn es hätte

sein dürfen, erzogen hätte. Als sie in Lüttiswyl zu Hermine in die Totenkammer trat, quollen ihr die Thränen aus den Augen. Sie faßte die kalte Rechte der Schwester und stammelte als ein Gelübde das Wort, das nun ihr ganzes Leben lang in ihr wach sein sollte: „Daß' mich jeden Tag meine Pflicht thun!“

Als ein paar Wochen später die Eichvree ihre Tochter in Lüttiswyl besuchte, fand sie sie in der Stube, von den Kindern umringt. Lene kam ihr freudig entgegen, drückte ihr die derbe Hand und sagte: „Du, sie nennen mich schon Mutter, und es hat sie kein Mensch geheißten. Hermi hat vorgestern den Anfang gemacht, und gleich sagten es ihm alle nach, als müßte es so sein!“

„So bist du zufrieden?“

Lene nickte, und ihre Augen leuchteten.

„Ja,“ dachte die Mutter, „es ist wohl wahr, was man sagt: Wenn man Haß begräbt, wächst Glück aus dem Grab.“

Hermi matschelte heran. Lene hob ihn auf die Arme und sagte: „Siehst du, wem er gleicht?“

Die Eichvree musterte das Knäblein mit ihren überbuschten Augen und schüttelte den Kopf.

„Du siehst es nicht? Du hast ihn vergessen?“

Nun begann die Mutter zu ahnen, was für eine Verknüpfung sich im Geiste ihrer Tochter vollzogen hatte, und um ihr etwas zulieb zu thun, bog sie die Wahrheit ein wenig: „Ja, du hast recht, er gleicht unserm Eidi!“

Lene küßte das Knäblein, das die Arme um ihren Nacken schlang, auf die Wange und murmelte: „Oh, du mein Sorgenbrech!“

— ❧ — feurige Kohlen. — ❧ —

Novelle von Adolf Muschg, Zollikon.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

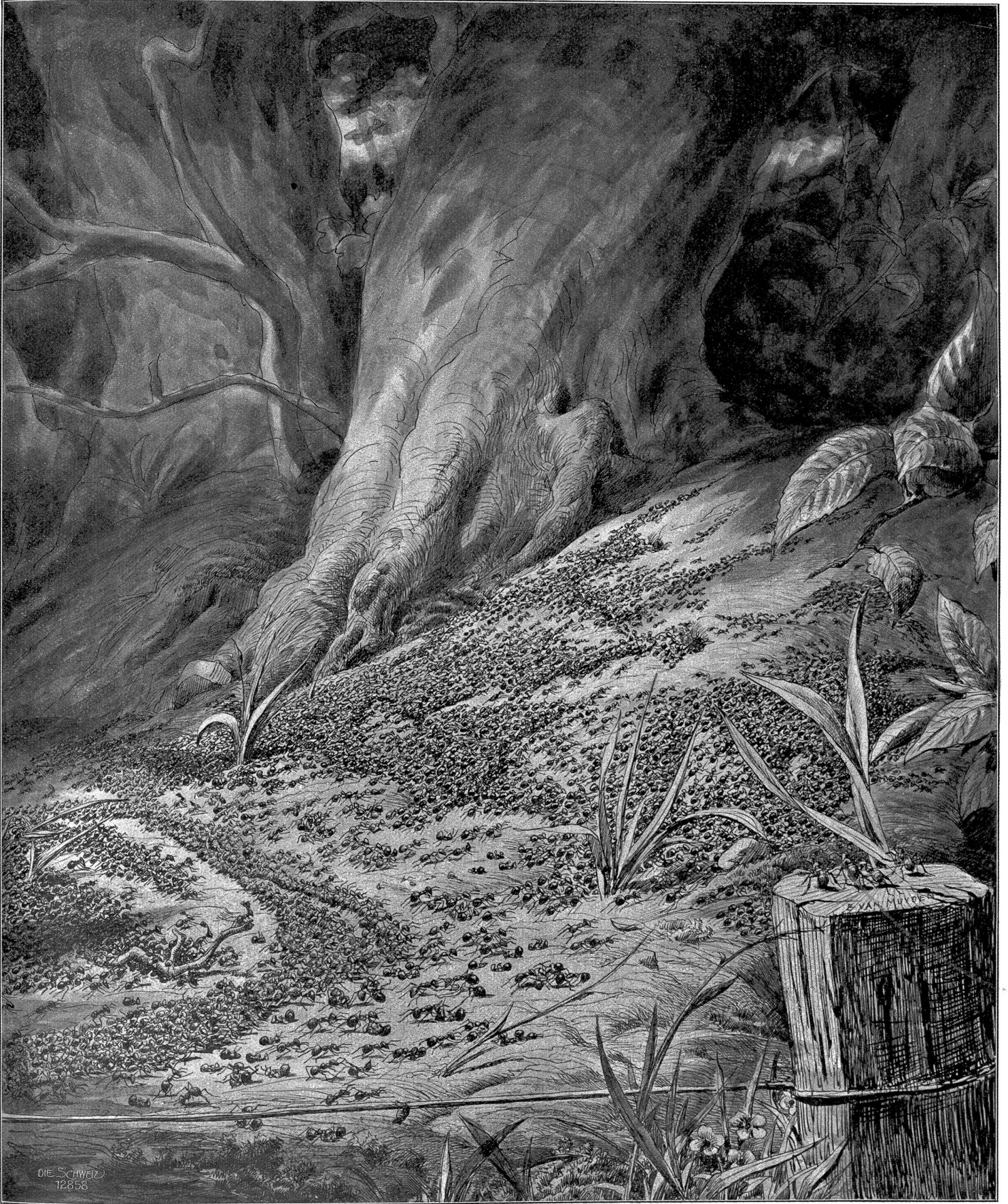
„Sieht, Schulmeister,“ hub der Bauer an, „die Sache ist die. Ihr seid ja ein ganz wackerer junger Mann, die Lene kann Euch nicht genug rühmen. Aber Ihr lest zu viel; so, wie's in den Büchern steht, geht's im Leben nicht zu. Was Euch zu mir führt, das braucht Ihr mir gar nicht zu sagen, ich weiß es schon von den Lausbuben da unten, den verfluchten, Gott verzeih mir die Sünde! Ihr waret nicht dabei, Schulmeister, habt nicht einmal etwas davon gewußt, das hab' ich erfahren; darum will ich Euch nicht böse sein. Aber Ihr müßt es auch nicht werden, wenn ich Euch rundweg erkläre, aus dem Handel wird nichts. Ihr habt eine feine Nase, das muß wahr sein, daß Ihr gerade an des Oberhofers Tochter geraten seid!“

Georg unterließ es natürlich nicht, zu beteuern, daß seine Liebe ohne jede Nebenabsicht gewesen, und daß er die Luise auf den ersten Blick lieb gewonnen, noch bevor er wußte, wie reich der Vater sei.

„Natürlich,“ sagte der Bauer pfliffig lächelnd, „und als es sich dann herausstellte, daß der Vater achtzehn Kühe im Stall stehen hat, keine unter vierzehn Zentnern, dazu vier stolze Pferde und daß in Kästen und Truhen so viel Geld verborgen liege, wie Ihr in Euerm Leben nicht beisammen zu sehen bekommt,

da seid Ihr auf den Tod erschrocken, oder nicht, Schulmeister? Hört, Keimer, ich weiß es, die Gelehrten halten uns Bauern insgesamt für Dummköpfe, die man nach Belieben übertölpeln kann. Ihr waret auch so ein wenig der Meinung, es dazu zu bringen, daß ich Ja und Amen zu der Geschichte sage oder noch danke für die große Ehre, die Ihr meinem Haus erweisen wollt. Nun, verargen will ich's Euch nicht, Ihr seid, wie es schon bei Eurer Wahl bekannt wurde, aus ärmlicher Familie; aber seht, Schulmeister, daß der eine reich, der andere arm sei und bleibe, ist so von Gott geordnet, und jeder halte sich in dem Kreise, wo er hingestellt worden ist. Wandelt Euch die Lust zum Heiraten an, gut, dawider hab' ich nichts, so macht Euch an ein Mädchen, das zu Euch paßt; meine Tochter aber ist es nicht, dazu ist der Weg von Euerm Häuschen da oben bis zum Oberhof zu weit, obschon wir ja sozusagen Nachbarn sind. Ihr habt mich am Brieffschreiben getroffen, Keimer; eh ein Jahr vergeht, ist die Luise eines reichen jungen Bauers Frau, der mich um sie anfragte.“

Damit stund der Marfer auf, Georg die Hand zum Abschied bietend: „Ihr hab't so gewollt, Schulmeister, und wißt jetzt, woran Ihr seid. Mein Kind aber laßt mir in Ruhe; der



Eine Ameisenschlacht. Originalzeichnung von Evert van Meyden.

Luiſe könntet Ihr am Ende das Märlein plauſibel machen, es ſei Euch nicht um des Oberhofers Geld zu thun. Hahaha, als ob's ſo etwas gäbe, als ob nicht Gelderwerb, ehrlich natürlich, ſo wie es vor Gott, dem Allwiſſenden, zu verantworten iſt, der Endzweck unſeres Lebens wäre!"

Georg war bei dem ſchneidenden Hohn auf ſeine Armut ſammengezuckt. Voll beſtete er die Augen auf den Bauern, und bebend kam's von ſeinen Lippen: „Herr Markter, Sie ſind trotz Ihres Reichthums ärmer als der Schulmeiſter, auf den Sie mit ſo viel Verachtung herabſchauen. Unter den Büchern, vor denen Sie mich gewarnt, gibt es eins, dort können Sie vernehmen, was der Lohn Ihres erbärmlichen Geizes ſein wird.“ Und ſich vor dem finſter Daſtehenden ſtraff aufrichtend fuhr er fort: „Ihre Geldſucht und Ihr Hochmut ſollen noch wie Feuer auf Ihrem Gewiſſen brennen, und die Neue ſoll über Sie kommen. Gott, auf den Sie ſich ſo gern berufen, füge es, daß ſie komme, bevor es für Sie und Ihr Kind zu ſpät ſein wird.“ Schmetternd ſchlug die Thür ins Schloß, Georg ſtand draußen in der finſtern Nacht. Eine weiße, warme Hand taſtete nach der ſeinen, eine zitternde Geſtalt ſchmiegte ſich an ihn, in namenloſem Weh ſahend Luifens treue Augen zu ihm auf. Keines redete ein Wort; aber was die ſtummen Lippen zum Herzen ſprachen, hat ein Engel hin zu den leuchtenden Sternen getragen, die in funkelndem Glanz vom dunkeln Himmel auf das engumſchlungene Paar herniederſchauten. Einer ſagte es dem andern bis hin zum Thron des Allmächtigen, auf den ſich der Oberhofer berufen hat und in deſſen Hände auch die beiden Liebenden ihr junges Glück beſchlen.

V.

Sonntag iſt's, der Tag des Herrn. Warmer, leuchtender Sonnenschein liegt auf Flur und Wald, auf den wogenden gelben Kornfeldern, auf den glitzernden Fluten des Rheins, die pläſchernd und plaudernd dahineilen. Da horch! Einer Glocke Ton unterbricht die feierliche Stille, eine zweite folgt ihrem Beiſpiel, und bald ſchallt ringsum ihr vielſtimriger Chor.

Die hehren Klänge ſchweben auch hinauf zum Oberhof, wo der Bauer ſeinen gewohnten Gang durch die Felſer macht. Der Sommer iſt gut ausgefallen, und der Herbit wird es noch mehr, das ſteht in des Markers behäbigem Geſicht geſchrieben. Bräufend taſten ſeine ſteifen Finger nach den vollen Lehren, die der Morgenwind ihnen neckiſch zu entwinden ſucht. Wohlgeſällig ſchweifen die Blicke hinüber zu den reichbehängenen Bäumen, wo ganze Büſchel noch grüner draller Früchte zwischen den Blättern hervorchauen. Jetzt aber wendet der Bauer ſich dem Hofe zu, der Glocken Mahnruf iſt verhallt, und bald wird's einläuten. Den Gottesdienſt aber verſäumt der Markter nie; denn er iſt ein frommer Mann. Diesmal freilich iſt's faſt zu ſpät geworden. Als die letzten betreten der Oberhofer und ſein Kind das angefüllte Gotteshaus. Machtvoll brauſen die Töne der Orgel durch den hohen Raum, das Herz mit Andacht füllend. Seiner Würde ſich bewußt, ſchreitet der Bauer zu dem erhöhten Platz ganz in der Nähe des Spielers, Georg Meimers. Traumverloren ſchweifen deſſen Augen in die Ferne, und was er durch die Himmelsgeſtalt der Muſik zu den Leuten redet, nur eine verſteht ihn ganz, das bleiche Kind dort in der dritten Reihe. Wie's da wogt und brauſt, bald herzerbrechendes Klagen, bald wilder Meeresſturm. Plötzlich verſtummt das laute Spiel, vom Himmel kommt's gezogen, leiſe, leiſe, tröſtend und mild, ausklingend in den Frieden eines mit dem unabänderlichen Geſchick verſöhnten Menſchenkindes.

Atemloſ lauſcht die Menge dieſer Predigt ohne Worte; dann aber verliert der Pfarrer die für heute beſtimmten heiligen Verſe, das Gleichniß von den anvertrauten Talenten. Einfach, ohne jede Ziererei der Sprache, von Herzen kommend und zu Herzen gehend, klingt die Mahnung, doch ja über dem gegenwärtigen Leben das zukünftige nicht zu vergeſſen. Es iſt dem Menſchen geſetzt zu ſterben und hernach das Gericht. Seine Worte verfehlen ihre Wirkung nicht, gedankenvoll kehrt der Oberhofer heim. Es iſt doch eine ſchöne Sache um ein ruhiges Gewiſſen! Mit Schulden hat er das väterliche Erbe angetreten, und jetzt ſoll einer ſeine Bücher nachſchlagen! Daß das Glück ſeines Kindes, das ſo müde und matt neben ihm ſchreitet, auch ein ihm anvertrautes Pfand ſei, daran denkt er nicht.

Und dennoch denkt er daran und hat ihm den ganzen übrigen Sonntag zugebracht. „Küſte dich, Luiſe," ſagt er nach

dem Eſſen zu ſeiner Tochter, „wir fahren aus. Jakob, ſchirre den Braunen und ſorg', daß nichts fehlt, alles blitzblank, als gälte es zu einer Hochzeit; du haſt doch nichts dagegen, Luiſe?"

Aber die Luiſe hatte doch etwas dagegen, als ſie vernahm, wohin die Reiſe gehen ſollte, zu dem jungen Nieſeggbauern nämlich, der in der letzten Zeit ſich ihr zu nähern ſuchte. Da erfuhr der Oberhofer zum erſten Mal Widerſpruch. „Vater," ſagte ſie, „zerſtöre mein Lebensglück; ich will dennoch dein geſchorjames Kind ſein. Ich werde überwinden, wie er auch überwunden hat. Aber mit dieſen Nieſegger aufzudrängen, bloß damit Geldſack zu Geldſack komme, ſoweit reicht deine Gewalt nicht. Vater, rede mir nie mehr von einem Mann, den ich lieben ſoll!"

Sprachlos ſtand der Bauer vor ſeinem Kind, doch nur wenige Augenblicke. „Du denkſt an den Schulmeiſter, Luiſe; es ſcheint, der iſt vernünftiger als du, der hat's eingesehen: was ich ſage, dabei bleibt's. Du ſollteſt das eigentlich zuerſt wiſſen, Kind. Sei verſtändig, geh' dich ankleiden, der Braune ſteht ſchon vor dem Wagen."

Statt der Antwort warf ſich Luiſe dem Vater ſehend in die Arme: „Ich kann es ja nicht, Vater. Wenn es dir Ernſt iſt, mich glücklich zu machen, um der ſeltigen Mutter willen, die du doch auch geliebt haſt, laß mir den Georg!"

Da richtete ſich der Bauer zu ſeiner ganzen Höhe auf; ſeines Kindes Bitten machten weiter keinen Eindruck auf ihn, als daß ſein Geſicht ſich zu einem verächtlichen Lächeln verzog: „Für dein Glück ſorg' ich, Luiſe. Willſt du dich eigenſinnig wie ein dummes Kind dagegen ſperren, guf, ſo thu's, ich bring's auch ohne dich zuſtand, glaub mir's! Beſinne dich, noch iſt es Zeit."

Aber Luiſe bewährte ſich in dieſer Stunde als des Oberhofers echtes Kind. „Vater," ſagte ſie, ihre Thränen trocknend, „zwischen uns ſteht Gott und meine Liebe zu Georg. Wir wollen nicht mehr darüber reden, jedes deiner Worte thut mir für dich in der Seele weh. Dein Haß und deine Verachtung gegen ihn ſind blind und ungerecht, und es kommt die Zeit, wo du ihm Beides abbitteſt."

„Das glaub' ich auch, daß es dazu kommen wird," lachte der Oberhofer; „wenn mir einmal das Geld ausgeht, ſo geh' ich bei ihm, dem Hungerleider, borgen. Aber du haſt recht, wir reden nicht mehr über die Sache. Vene, kommſt du mit dem Vater ausfahren?"

Die Kleine war natürlich mit Freuden bereit. Schwer fiel die Peitiſche auf des Pferdes Rücken; ohne ein Abſchiedswort, ohne einmal umzusehen, fuhr der Bauer von dannen. Die prächtige Gelegenheit, mit den anvertrauten Pfunden fünf andere zu gewinnen, wie der Pfarrer heute morgen ſo schön ſagte, will er ſich nicht entgehen laſſen. Laßt ihn nur erſt kommen, den Nieſegger, ſo wird die Luiſe aus ihren Kinderträumen erwachen, und ehe ein Jahr vergeht, es ihm auf den Knien danken. Hü, Brauner, der Oberhofer hat's eilig, ſein Kind glücklich zu machen!

VI.

Luiſe hat Georgs Spiel richtig verſtanden, er hat überwunden. Nicht daß des ſtolzen Bauern Rede ihn zur Beſinnung gebracht hätte, das nicht. Er war noch der einfältigen Meinung: da vor Gott alle Menſchen gleich ſind und er den Unterſchied zwischen Reich und Arm nicht gelten läßt, ſollte das Geld ſeinem Glück nicht hindernd im Weg ſtehen können. Sein Weib will er ſich auch nicht erbetteln, dafür iſt er trotz ſeiner Armut zu ſtolz. Vergeſſen alſo, vergeſſen!

„Hören Sie, junger Freund," ſagte der Viſſitor beim nächſten Beſuch, „Sie machen's zu viel. Die Schule verlangt denn doch nur einen treuen, zielbewußten Arbeiter, keinen Märtyrer. Sie ruinieren ſich auf dieſe Weiſe, ehe zwei Jahre herum ſind. Ihrer Gemeinde und Ihrer Schule iſt weit beſſer gebient, wenn Sie als treuer Lehrer ſo ein halbes Jahrhundert im Segen wirken, ſtatt wenn Sie Ihre Kräfte vor der Zeit vergeuden, und auch Sie befinden ſich dabei weit beſſer." Goldene Worte, von einem wahren, treuen Berater geſprochen; doch Georg hat dazu gelächelt, und was er dachte, ausſprechen durfte er's nicht. Aber auf dem Heimweg quoll's heiß herauf aus ſeinem Herzen: „Se eher es vorbei ſein wird, um ſo beſſer!"

Auch in der Schule iſt Georg Meimer ein anderer geworden. Gut gemeint hat er's von jeher mit den Kindern; aber war ihm ſonſt oft wider Willen ein raſches, zorniges Wort



„Pifferari“.

Studie von † Alfred van Muden, Gent.

entfahren, jetzt führt die Liebe das Regiment. Ruht sein Auge auf des Oberhofers Lenken, so kommt's über ihn wie Mitleid, inniges Erbarmen: „Armes Kind, das nicht weiß, was Liebe ist!“

Seit auch der Schullehrer vor dem Oberhofer keine Gnade gefunden, betrachteten ihn die Burschen des Dorfes als einen der ihrigen. Sie kamen, ihn einzuladen zu allerlei lustigen Anlässen, Trinkgelagen, was alles ihr froher Jugendmut ihnen eingab. Aber ein guter Gesellschafter war er nicht, der Reimer. Sie hatten gehofft, er werde ihr Anführer und Aufstifter werden gegen den Oberhofer. Zu diesem Ansinnen jedoch schüttelte er den Kopf, und auch die andern Erwartungen der Kameraden gingen nicht in Erfüllung. Bei all ihren Witzen und Possen saß er da, ohne ein Wort dreinzureden, und wenn die Luftbarkeit erst recht angehen sollte, stand er auf und entfernte sich. Dafür dann stundenlang einsam gehen oder die Orgel spielen, daß das halbe Dorf zusammenrennt! Herrgott, man ist doch nur einmal jung, warum sich das Ding so zu Herzen nehmen? Ist's nicht des Oberhofers Luise, so ist's des Niederhofers Grete oder sonst einer Mutter liebes Kind.

Das Beste that daheim die Schwester Rose. Sie verdoppelte ihre Fürsorge für den leidenden Bruder und hatte die Freude zu sehen, wie sein Blick den alten Glanz wieder annahm und hie und da ein munteres Scherzwort von seinen Lippen floß. Georg gab es bald auf, den ersten wühlenden Schmerz bei lustigem Becherklingen vergessen zu machen. In stiller großer Einsamkeit stiegen die Worte seines alten Lehrers in der Erinnerung auf, und was Georg, als er den greisen Sternbach wieder aufsuchte, zu hören bekam, waren Worte voller Erfahrung und Seelengröße, die wie lindernder Balsam auf sein aufgeregtes Gemüt fielen. „Du stehst eben jetzt am Scheidewege, junger Freund, vor einem Entschluß fürs ganze Leben. Ich kenne dich gut genug, um zu wissen, daß du nicht Geld und irdisch Gut, sondern nur das Weib deines Herzens auf dem Oberhof gesucht hast. Der Bauer hat dich höhnend abgewiesen, weil er dir nicht glaubte, er konnte es auch nicht; denn ihm ist das Gold der Herrgott, zu dem er betet. Was du erstrebst, was deine Seele füllt, kann er so wenig verstehen, wie wir seine niederträchtige Habsucht. Wenn du den Beifall der Menge und deinen eigenen Vorteil suchen willst, so mach's wie er. Du mußt aber noch mehr thun; denn er ist reich und unabhängig, du arm und auf die Leute ange-

wiesen. Du darfst keine eigene Meinung haben, sondern mußt das willfährige Werkzeug der andern werden. Bücke dich, wenn sie es verlangen, sag' zweimal ja, wenn sie ja sagen, schweig' beim Anblick von Unrecht und Gewaltthat, so hast du reichen Gewinn davon. Was geht das alles dich an, du lachst ins Häufchen und mästest dir ein rundes, volles Bäuchlein an.“

Georg war bei diesen Worten zornig aufgesprungen und wollte seinem Unwillen Luft machen. Lächelnd zog ihn der alte Herr zu sich nieder, indem er fortfuhr: „Das thust du nicht, ich weiß es, aber den Rat eines alten Mannes wirst du annehmen; er ist teuer erkauft. Das Leben ist ein Kampf zwischen Gut und Böß, zwischen Licht und Finsternis; auf welcher Seite du dich stellst, hab' ich gewußt, eh' ich deine Erzählung vernommen. Nun höre! Was ein richtiger Offizier ist, führt seine Mannschaft gedeckt gegen das feindliche Feuer, und ein Soldat, der aufrecht dasteht, wenn links und rechts die Kugeln einschlagen, ist wohl ein mutiger Held; aber was nützt das ihm und den andern: wenn der Kampf beginnt, liegt er schon bleich und wehrlos da. In deinen Jahren, Georg, gelüftet es uns, im vordersten Treffen zu stehen und mit aller Welt Händel anzufangen; denn wenn wir gegen alles Unrecht uns wenden wollen, so würden wir aller Menschen Feind und niemandes Freund. Georg, auch uns selbst müßten wir verachten; denn nicht nur draußen in der Welt braust dieser Kampf, er tobt auch drinnen in der eignen Brust. Da gilt's vor allem das Schwert des Geistes führen und dem Guten zum Durchbruch zu verhelfen. Dann hast du auch deine Schulkinder. Lehr' die Gutes vom Bösen unterscheiden, bilde da eine künftige Kämpferschar heran, da biete all dein Können, all deine Kraft auf. Daneben mein' ich nicht, daß du gleichgültig zusehen sollst, wenn rohe Gewalt der Unschuld und dem Recht ins Gesicht schlägt; wer das imstande ist, ist entweder ein Feigling oder ein Schurke oder beides zugleich. Recht war's, daß du dem Oberhofer seinen scheinheiligen Mantel vom Heuchlergesicht riffest. Da heißt's, seinen Mann stellen, und stünde alles auf dem Spiel. Vielleicht wär's möglich, durch Verrat an der eignen Ueberzeugung ihn doch noch zu gewinnen; aber deine Pflicht ist es, als richtiger Streiter für die Wahrheit ihm aus dem Weg zu gehen, ihn und seine Habgier zu verachten. Daß du damit dein eignes Lebensglück zum Opfer bringst, fällt dir jetzt zwar schwer; aber ich hab's auch thun müssen, und dir wird's nicht erspart bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Die päpstliche Schweizergarde und ihre Kaplane.

Mit vier Abbildungen.

Der am 1. November vorigen Jahres in Schwyz zur ewigen Ruhe eingegangene Kaplan der päpstlichen Schweizergarde in Rom, Monsignore Joh. Baptist Marty, Geheimkammerer Sr. Heiligkeit Leo XIII., gibt uns Veranlassung zum nachfolgenden Artikel. Der Verstorbenen, dem Verfasser persönlich bekannt, hat im Ausland, wo er eine gleichwohl schweizerische Stellung einnahm, unserm Land Ehre gemacht. Auch war er ein Mann von trefflichem Charakter und echt schweizerischer Gesinnung, so daß ihm eine Stelle in unserm Blatte gebührt. Das Bildnis des Monsignore Marty, gemalt von dem in Kusnach bei Zürich wohnenden Künstler A. Soja, der mit dem Verstorbenen befreundet war, ist trefflich gelungen. Die weitem, die Soldaten der Schweizergarde darstellenden Bilder hatte Herr Soja die Freundlichkeit, speziell für die „Schweiz“ zu zeichnen.

J. Baptist Marty, geboren im Flecken Schwyz den 17. Febr. 1840, gehörte einer braven und angesehenen Bürgerfamilie an. Sein Vater, der Sigrift Marty, war, wie wir einem Lebensbild des Verstorbenen von Maurus Waser, Pfarrer in Schwyz, entnehmen, ein Kirchenglieder in des Wortes wahrster Bedeutung, der sein Amt nicht bloß als ein Mittel des Broterwerbs, sondern als einen wirklichen und heiligen Beruf zur Ehre und im Dienste Gottes auffaßte. Demgemäß war auch die Erziehung der Kinder, von denen die vier Söhne sich alle dem geistlichen Stand widmeten. Einer starb als Bischof in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein zweiter ist Pfarrhelfer in Schwyz. Nach Absolvierung der Schulen im Heimort Schwyz besuchte Marty mit ausgezeichnetem Erfolg das Gymnasium in Einsiedeln. Hier besorgte er, wie schon sein älterer Bruder, die

Uebersetzung der Annalen für Verbreitung des Glaubens aus dem Französischen ins Deutsche, um dadurch zu Gunsten des wenig bemittelten Vaters einen Beitrag an die Studienkosten aufzubringen. Später kam er in das Seminar in Mainz und nachher in dasjenige von Chur. Am 11. November 1862 feierte er seine heilige Primiz in der Pfarrkirche zu Schwyz.

Von 1862—1870 sehen wir ihn als Lehrer und teilweise auch als Präsekt im Kollegium zu Schwyz, wo er außer dem Lateinunterricht namentlich noch die Direktion des Gesang- und Musikunterrichts beorgte. 1870 wurde er von der Regierung zum Direktor des Seminars in Mickenbach ernannt. Hier entwickelte Marty großes Geschick und übte einen maßgebenden Einfluß auf seine Schüler aus. In den Jahren 1876—1879 war die Zahl der Schüler auf 60—65 angestiegen, während sie vorher gewöhnlich nur dreißig betragen hatte. Nach dem Lebensabriß von Waser, einem Schüler oder Mitarbeiter Marty's aus jener Zeit, ist namentlich die treffende und geistreiche Weise, die von ihm in den Lehrberuf eingeführt wurde, bemerkenswert. „Lehren und Erziehen waren bei ihm nicht Drill, nicht Dressur, sondern ein väterlich freundschaftlicher Verkehr von Seele zu Seele, von Geist zu Geist. Sein trockener, meist im rechten Moment angewandter Sarkasmus und sein heiterer Witz bewirkten oft Wunder der Disziplin und halfen weit besser als eine Reihe wortreicher pädagogischer Lehrsätze und Verhaltensmaßregeln.“ Daneben war der Seminardirektor Inspektor der Schulkreise Arth-Kusnacht und nachher Mitglied des Schulrats von Schwyz. Ueberall entwickelte Marty Energie in Bekämpfung vorhandener Uebelstände, wirkte äußerst anregend auf seine Kollegen und die unter ihm Stehenden und interessierte